

Geliebte Schwäbische Alb!

Von Anita Rahn-Fröbel

Als ich vor einigen Jahren zum erstenmal auf die Schwäbische Alb kam, in der einen Hand einen Koffer mit übriggebliebenen Habseligkeiten und in der anderen die Hand meines Kindes, war es mir, als umfinge mich diese Erde mit ihren Menschen wie der Arm einer Mutter.

Damals kam ich mitten in einer Winternacht. Das kleine Dorf, eine Handvoll Häuser, eine Winzigkeit nur, hineingelegt in hügeliges, verschneites Land, darüber ein scharfer Wind strich und darüber Sterne und Mond standen. So war ich wohl für kurze Augenblicke still und ließ mich einspinnen von dem Zauber dieser Nacht, der mich nach der vielen Not in der Stadt seltsam anrührte. Durch Schnee und Ferne kam der helle, hurtige Pfiff des kleinen Zuges zu mir herüber, der uns als einzige Fahrgäste hier heraufgebracht hatte und nun weiterrollend das Kind und mich zurückließ.

Diesen Gang auf dem hartgefrorenen Weg, der in das Dorf hineinführte, habe ich nie vergessen. Vorbei an kleinen geduckten Häusern, aus deren Fenstern hie und da ein armseliges Licht fiel, vorbei an Ställen, aus denen der Hufschlag eines Pferdes drang und der schwere warme Geruch schlafender Tiere. Es war Fremde und Heimat zugleich. Das eine führte hin zum anderen. Fester griff ich nach der Hand des Kindes, dessen Schritt klein und tapfer über den Weg holperte. Dieser Weg, der immer und ewig tiefe Narben trägt, eingeschnitten von den Rädern der schwerbeladenen Wagen, die vom Acker kommen. Ich kenne diese Furchen im Frühjahr, wenn sie angefüllt sind mit zähem, lehmigem Brei; im Sommer, wenn sie trocken und steinig sind und im Winter, eisverkrustet. Immer ein Weg, den zu gehen mühselig ist und hart. Sehr schnell verliert man auf ihm seinen leichten Schritt, und die, die dort oben geboren sind, haben ihn nie gekannt. Ihr Gang ist schwer und bedächtig, voll ruhenden Gleichmaßes, immer mehr der Erde verhaftet als der Weite des Himmels.

Ich wohnte in einem weißgekalkten Haus, das blaue Fensterläden hatte und vor dessen Eingang ein beachtlicher Misthaufen lag. Gleichsam Sinnbild der engen Gemeinschaft zwischen Tier und Mensch. Seite zur Seite lagen auch die Türen zum Stall und zur Stube. In der ersten Zeit hatte diese Tatsache etwas Verwirrendes für mich, da ich mich oft in den Türen irrte!

Aber es gab da so viele Dinge, die mich verwirrten. Lächerliche, dumme Dinge, mit denen ich wochenlang einen verbissenen Kampf führte, bis sie sich friedfertig als Alltäglichkeiten einreihen ließen. Da war die Sache mit dem Wasserholen. Jeden Tropfen mußte ich aus der Bauernküche zu mir hinauftragen, über eine steile, störrische Stiege aus knorrigem Holz mit manchen Tücken. Es dauerte eine Weile, bis ich es verstand, in meinem Zimmer anzukommen, ohne daß ich eine Überschwemmung angerichtet hatte. Dann ärgerte mich die offene Herdstelle in der Küche. Man hängt einen Topf hinein und mit unvorstellbarer Geschwindigkeit kommt sein Inhalt zum Kochen. Mir zum Hohn ergoß er sich in den ersten Tagen wie eine Sturzflut über den Herd. Auch werde ich das morgendliche Drama mit meinem Ofen nicht vergessen. Sein gewaltiger eiserner Bauch war nur bei einer bestimmten Holzsorte zu einem gemütlichen Knistern und Brummen bereit. Ansonsten spuckte er Rauch und Gestank, der mir die Tränen in die Augen trieb. Später, als ich wieder in der Stadt wohnte und „Spächtele“ schnipselnd vor der Miniaturausgabe eines Sparherdes stand, dachte ich voll Wehmut an dessen gefräßigen, eigensinnigen Kollegen auf der Alb. So war also hinter manches Geheimnis zu kommen. Das Holzhacken wollte gelernt sein, das Brotbacken und – „Platzbacken“. Man bäckt kein Brot auf der Alb, ohne daß man nicht auch mindestens vier bis fünf Platz bäckt. Man kann „Platz“ nicht übersetzen, man kann ihn nur essen, am besten warm, dann schmeckt er ausgezeichnet. Ein dünner Weißbrotteig mit viel Obst belegt und über das Ganze weiße Schmalzflocken. Hat dann ein solcher „Platz“ noch einen Durchmesser von etwa einem halben Meter, dann ist es der Richtige. Köstlicher Duft, zieht man ihn aus der hintersten Ecke des Backofens.

In jener Winternacht meiner Ankunft wurde ich mit einem solchen Platz empfangen. Er stand auf dem Ofen, damit er warm blieb, und ihm zur Seite ein dickbauchiger, irdener Topf voller Milch. Beides mir als Willkommensgruß von meiner Bauersfrau gereicht. Sie goß die Milch in eine weiße, große Kaffeeschüssel, die man fest mit den Händen umspannen muß, um daraus trinken zu können. Sie schnitt zwei großmächtige Stücke von dem Platz ab und schob sie mir und dem Kind hin. Sie tat dies alles mit Bedacht, still und fast schweigsam. Manchesmal fiel ein Wort wie der vereinzelte Schlag einer tiefen Glocke. Ich erschrak über den herben, spröden Klang und erst als er nur noch verwehend in der niederen Stube hing, rührte die Zärtlichkeit und Liebe mein Herz leise an.

So sind diese Menschen dort oben. Man lernt sie erst kennen, wenn man lange bei ihnen wohnt; man lernt sie erst lieben, wenn man mit ihnen ihr schweres Tagewerk verrichtet; und man verehrt sie, teilt man die Abendstunde des Ausruhens mit ihnen. In der Stube sitzt die Frau, vielleicht strickt sie einen Strumpf oder spinnt gelblich weiße Schafwolle zu dickem Faden. Oft saß ich in dieser stillen Stunde auf der Ofenbank, den Duft der Bratäpfel in der Nase und das Schnurren des Spinnrades im Ohr. Es konnte sein, daß ich in das Gesicht der Frau schaute, und es erinnerte mich an einen alten Holzschnitt. Beides so herb in der Linienführung. Dann sann ich wohl nach

über die Schönheit, die aus dem Gesicht hervorbrach, wenn es sich so still über das Spinnrad beugte. Und es erschütterte mich die Demut der gefalteten Hände beim Abendsegen.

Vor einigen Tagen kam ein Brief von der Alb. Die Worte reihten sich darin ungefügt zu ungewohnten Sätzen. Sie erzählten von der Shecken, die gekalbt habe, von der alten Babe, die man zur letzten Ruhe hinter die spitztürmige Kirche getragen hat, von dem Pferd, das lahmt und von der kleinen blonden Angelika, die nun auch schon in die Schule geht. Von diesem und jenem erzählte der Brief. – Ich sehe den Frühling auf der Alb, wie er mit viel Regen über die Wälder und Äcker bricht; den Sommer, wie er heiß über der Frucht liegt, sie zum Reifen bringt und Beeren in Hülle und Fülle wachsen läßt; und ich sehe den Herbst, der sich immer so stürmisch und wild gebärdet, daß sich die Frauen ihre Kopftücher fester binden und die Falten ihrer langen weiten Trachtenröcke bändigen müssen. Ich höre den Büttel, wie er, in jeder Gasse stehen bleibend, wichtige Dinge ausschellt: wann Holz gehauen wird, wann die nächste Schafschur ist – und ich höre das Blöken der Schafe, das Brüllen der Tiere, das Knistern der Buchenscheite im Ofen. Mich überkommt ein Heimweh nach diesem Stückchen Land und seinen Menschen.

Vielleicht wenn es Frühling sein wird, oder Sommer – gehe ich wieder diesen tiefgefurchten Weg, hinein in das kleine Dorf.

Am Albrand

Gebannt steh ich an deiner Berge Trauf –
Getürmte Felsen in der Sonne gleißen;
In kühler Tiefe tut das Tal sich auf.
Im Höhenwind die weißen Wolken reisen

Durchs blaue Meer mit unbekanntem Ziel.
Die Wälder ruhen wie von Träumen schwer,
Und manchmal gleiten Schatten drüber her.
Ein Falke kreist in lüftesel'gem Spiel.

So zwischen Fels und Wald und Wolken schwebend
Wird meine Seele still und flügelweit.
Da lausche ich, vor Erdenglück erbebend,
Dem großen Rauschen der Unendlichkeit.

Franz Georg Brustgi